

Leseprobe aus:
Christina Wessely
Liebesmühe



Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf
www.hanser-literaturverlage.de

© 2024 Carl Hanser Verlag GmbH & Co. KG, München

HANSER



CHRISTINA
WESSELY
LIEBESMÜHE

Hanser

1. Auflage 2024

ISBN 978-3-446-27945-2

© 2024 Carl Hanser Verlag GmbH & Co. KG, München

Umschlag: zero-media.net, München

Motiv: © FinePic®, München

Satz: Satz für Satz, Wangen im Allgäu

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany



MIX
Papier | Fördert
gute Waldnutzung
FSC® C014496

für A.

PROLOG: SCHREIBEN

Ganz still sitzt sie da, um ihn nicht zu wecken. Die Beine dürfen nicht übereinandergeschlagen werden, schon der Versuch, sich ein Kissen unter den Ellenbogen, unter den schon schmerzenden Arm zu schieben, könnte seinen Schlaf stören. Sollte er aufwachen, müsste sie die letzte halbe Stunde wiederholen, das Wiegen, das Singen, das sanfte Schaukeln, immer in der Hoffnung, sich dann an der richtigen Stelle niederzulassen, um ihm und ihr selbst ein wenig Ruhe zu verschaffen. Die Wohnung ist ihr zum Meer geworden mit freundlichen und mit kargen Inseln darin. Nie weiß sie, auf welchem Teil des Archipels sie landen wird. Auf dem Sofa, auf dem sie schon vorab in ängstlicher Voraussicht das Buch deponiert hat, das aufzunehmen ihr, kleinste Bewegungen vollführend, gelingen könnte, um ganz ruhig zu lesen, die Seiten mit dem Mund umblättern, denn die Hände müssen eng am Körper ihres Sohnes bleiben. Oder zumindest auf dem Sessel müsste sie anlanden, das Telefon in Reichweite ebenso wie die Decke, die sie, wenn es gelingt, um ihre kalten Füße wickeln könnte. Manchmal kommt es vor, dass das wenige Wochen alte Kind ungewöhnlich schnell einschläft, wenn sie die wiegenden, besungenen Bahnen, die sie zieht, eigentlich nur für kurze Momente auf einem kleinen Schemel unterbrechen wollte. Sie hat gelesen, dass Neugeborene eigentlich nicht einschlafen, sondern vom Schlaf übermannt werden; diese Tatsache gefällt ihr sehr, aber sie führt eben auch dazu, dass sie immer wieder an den falschen Plätzen strandet, an jenen, die

nur als Zwischenstationen geeignet sind, nicht aber für den langen Aufenthalt. Dann sitzt sie da, oft starr und frierend, fernab von allem, was die Zeit verkürzen könnte.

Falsch: Die Zeit kann gar nicht verkürzt werden, denn sie ist ihr abhandengekommen. Zwar bemerkt sie, dass die Sonne aufgeht, gegen Mittag ihren höchsten Stand erreicht und schon am späten Nachmittag wieder untergeht, um vielen dunklen Stunden Platz zu machen, sie registriert den noch unregelmäßigen Rhythmus des Kindes aus Schlafen, Trinken und Wachen, aber dieser Wechsel gehört nicht mehr der Zeit der Geschichte an, die, gleichmäßig fließend, Ereignisse miteinander verbindet. Es ist die Zeit des Mythos, in deren endlosen Kreislauf sie mit seiner Geburt eingetreten ist. Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft sind seit jenem Ereignis ununterscheidbar geworden. Was noch vor wenigen Wochen Geschichte war, stellt sich nun dar als Zyklus, ohne Anfang und ohne Ende. Kaum ist sie in der Lage, darüber nachzudenken, wie es gelingen *könnte*, den Kreislauf zu durchbrechen, kaum möglich ist es ihr, sich vorzustellen, wie diese Tage, die sie durchlebt, einer dem anderen gleich, in der Rückschau zu beurteilen sein werden: wie es gewesen sein wird. Selbst die grammatikalischen Formen, derer diese Gedanken bedürfen, sind für sie zu allegorischen Figuren wie aus dem antiken Epos geworden: Sie fesseln sie mit festen Zeitschnüren, verwehren Ausblicke in mögliche Welten mittels spiegelnder Oberflächen. Immer nur kann sie sich *jetzt hier* sitzen sehen, das Kind auf dem Arm. Der Konjunktiv als dunkler Gott der Möglichkeitsform, das Futur II als Satyr der abgeschlossenen Vergangenheit. Sein meckerndes Lachen klingt, wenn er sich ihr, uneinholbar, entzieht, frivol und höhnisch.

Das Kind war nicht mit der unmöglichen Aufgabe auf die Welt gekommen, die Leere im Leben seiner Mutter füllen zu müssen. Sie liebte ihre Freunde, kluge, warmherzige und lustvolle Men-

schen. Es gab die einen, mit denen man sich am frühen Samstagnachmittag auf einen Kaffee in einer der vielen türkischen Bäckereien traf, wo man von Kaffee mühelos auf Rotkäppchensekt umsteigen konnte, und mit denen man sich nach der langen Nacht in einem der Clubs am Wasser wieder in der Ausgangsbäckerei einfand, um sich bei Mettbrötchen und einem kleinen Bier auf Stunden vor dem Fernseher auf der Couch vorzubereiten, bevor man dann richtig ins Bett ging oder auch nicht. Endlose Tage, die nach Belieben gestaltet werden konnten. Mit anderen verabredete sie sich in verrauchten Kneipen, manchmal spielten sie Karten, meist aber blieb das abgegriffene Kartenspiel ungeöffnet vor ihnen auf dem Tisch liegen, und es wurde geredet und gelacht bis weit in die Nacht hinein.

Sie liebte den Mann, mit dem sie zusammen war – er war nicht der Bodenständigste, und er machte keine lebenslangen Versprechungen, aber das spielte noch keine Rolle, sie fand ihn schön und sehr lustig. Mit ihm konnte man zu zweit eine glamouröse Tanznacht in der Küche inszenieren, einfach so, spontan nach dem Abendessen, und er war ein fantastischer Liebhaber. Und sie liebte ihren Beruf, das Unterrichten ebenso wie die langen, staubigen Tage in Archiven und Bibliotheken und die wissenschaftlichen Konferenzen, auf denen sich viel zu lange Vorträge mit umständlichen Mitgliederversammlungen abwechselten und es jedes Mal ein herrliches Vergnügen war, gelegentlich eine Sektion gemeinsam mit Kolleginnen bei billigem Supermarktsekt im Park nebenan zu schwänzen. Sie liebte die Wochenenden auf dem Land, im Museum, in der Sauna, im Theater, im Restaurant, beim Joggen, Schlafen, Lesen, Tanzen. Und die Abende unter der Woche, wenn sie eigentlich müde war von der Arbeit, die dann aber doch so oft erst mitten in der Nacht endeten, doch noch ein Drink, noch eine Zigarette, aber vor neun musste sie fast nie aufstehen, also war das

halb so schlimm. Wenn sie sich allerdings vorgestellt hatte, dass ihr Leben in fünf, zehn, zwanzig Jahren immer noch so aussehen könnte, hatte sie der kalte Schrecken überfallen. Diese Art, zu leben, alterte nicht gut, das war ihr bewusst gewesen, und bald würde sie verzweifelt sein. *Alle anderen* wären weitergegangen, hätten sich *weiterentwickelt*, nur sie hätte den *Absprung verpasst* – die Ängste einer Frau um die vierzig waren derartige kulturelle Gemeinplätze, dass es fast langweilig war, sie zu teilen. Das galt auch für ihre große Sehnsucht danach, für jemanden zu sorgen, die Sehnsucht nach Festigkeit, Unverhandelbarkeit und lebenslanger Dauer.

Sie hatte sich keine Illusionen über das Leben mit Kind gemacht, wusste, dass nicht alles Zirkus und Kasperltheater werden würde (obwohl sie sich in ihrer Vorstellung immer dort mit ihrem Sohn sah), aber dass sie von einem Moment auf den anderen in die Hölle der ewigen Wiederkehr geworfen sein würde, dass die Historizität ihres eigenen Daseins zugunsten eines solchen Naturzustandes, der keine Geschichte kennt, verschwinden würde, schockierte sie.

Vor dem Fenster der Erdgeschosswohnung fällt der Schnee. Sie sitzt auf dem Sofasesselschemel und stilltsingtwiegt. Wie immer. Das Display des Telefons – zum Glück in Reichweite – leuchtet bleich in die Nachmittagsdunkelheit. Sie hat die Nachrichten gelesen, die Modeblogs, hat einige Rezensionen zu literarischen Neuerscheinungen überflogen, die Wettervorhersage für die kommenden Tage zur Kenntnis genommen, die Fotos des Kindes angeschaut. Fast immer schläft es auf den Bildern, winzig, in bunte Tücher gepuckt. Das Kind, das sie nicht kennt. Sie weiß nicht, wer es ist. Kaum ein einfacher Satz könnte mehr Schrecken bergen. *Ihr* Kind hatte sie freudig erwartet, in die Arme gelegt hat man ihr einen fremden Menschen. Er hat die Füße und Zehen seines Vaters,

das ist das einzige vage Erkennungszeichen dafür, dass er etwas mit den Menschen, die seine Eltern sein sollen, zu tun hat. Das scheint ihr zu wenig zu sein, und doch: Mit ihm ist sie von nun an verbunden. Mit einem Mal versteht sie das Wort *Unentrinnbarkeit*. Niemals hat ihr etwas mehr Angst eingejagt.

Sie möchte verstehen, was passiert ist, was gerade in diesem zur Unendlichkeit gedehnten Moment in ihrem Leben geschieht, aber da es zu verschwommen ist, um jemandem davon zu erzählen, erzählt sie es sich selbst. Noch kein Schreiben ist dieses Erzählen, sondern ein Sprechen, das ihr Mobiltelefon – erst vor Kurzem hat sie die Funktion *Notizen* entdeckt und dort das kleine Mikrofonsymbol neben dem Leerzeichen – in Schrift verwandelt.

»Ich spreche schreibe damit ich sehe dass etwas passiert damit etwas passiert«, lautet der erste Eintrag vom 10. September 2019 (sie hat noch nicht gelernt, dass sie die Kommas ansagen muss, das Sprachverarbeitungsprogramm setzt sie nicht von selbst), »wenn der Text geschrieben ist wird etwas anders sein.«

Der Satz ist gleichermaßen als Beschreibung der Tatsachen zu verstehen wie als Ausdruck des magischen Denkens, dem sie damit anhängt. Jeder Buchstabe, der auf dem Display erscheint, ist Zeuge vom Vergehen von Zeit. Wenn es auch nur Sekundenbruchteile sind, die es braucht, um durch ihr Sprechen ein Zeichen zu produzieren, formieren sich diese Zeichen zusammengenommen doch zu Minuten und Stunden. Jeder fertige Satz steht für zehn Sekunden, oder zwanzig, jeder Paragraph zeugt bereits von mehreren Minuten, die für sein Entstehen aufgewandt werden mussten. War ihr der Zusammenhang von Schrift und Zeit in ihrem bisherigen Leben als Autorin von Büchern, Aufsätzen, Vorlesungen, Gutachten und Forschungsanträgen meist als etwas Bedrohliches erschienen (die *Deadline* ständig zu nahe, fast immer meinte sie, für zu wenige Sätze zu viel Zeit aufgewandt zu haben), lernte sie

ihn nun schätzen. Der Text ist die sichtbare, schwarz leuchtende Spur des Zeitstroms, dessen Fließen so evident wird. Jede Zeile bestätigt die Möglichkeit der Auflösung des mythischen Zustandes, lässt den Sieg des Logos über den Mythos denkbar werden und nährt so die Hoffnung auf die Rückgewinnung von Geschichtlichkeit. Das Schreiben gerät zu einer existenziellen Tätigkeit. Solange sie schreibt, *ist* sie und *wird* sie sein.

So sitzt sie da, in ihr Telefon flüsternd, und manchmal, wenn ihr Sohn seinen Schnuller ausgespuckt hat und sie weiß, dass er nun tief schläft und nicht mehr durch die kleinste Irritation wach wird, gibt sie das Sprechen auf und fängt an zu tippen, um dem Schreiben, wie sie es kennt, näherzukommen.

Sie verfasst ihre Notizen zunächst in der ersten Person, sie schreibt *Ich*; aber es funktioniert nicht richtig, sie kann das Erlebte und Gedachte nicht gut in Worte fassen. Wie soll das auch gehen, wenn das Ich so brüchig, so verzweifelt und unklar geworden ist? Dass sie sich nur noch als Umkehrbild derjenigen verstehen kann, die sie einmal war, scheint ihr logisch. Aber so sehr sie auch nach den Qualitäten des Positivs sucht, um das Negativ besser umreißen zu können, es gelingt nicht. Die Beschreibung ihres verlorenen Selbst gerät zur verzweifelten Aneinanderreihung der dümmsten und uninteressantesten Plattitüden und lässt sie zur Verkörperung eines nicht besonders erfolgreichen Profils auf einer Online-Partnerbörse werden, oder – das trifft den verzweifelten Versuch, sich selbst anhand stichwortartig formulierter Eigenschaften und Vorlieben zu beschreiben, vielleicht noch besser – zur Person hinter dem Eintrag in einem der Freundschaftsbücher, die in der Volksschule reihum gingen: Lesen, Schwimmen, Radfahren. Sie erkennt sich nicht mehr, weiß nicht, wer sie war, wer sie geworden ist und wie Vergangenheit und Gegenwart sich zu einer kaum vorstellbaren Zukunft verhalten könnten.

Der Wechsel in die dritte Person ist wie eine Erlösung, lässt er sie vor sich selbst doch immerhin als die Fremde dastehen, als die sie sich empfindet. Mit einem Mal ist das Schreiben wieder eine lange eingeübte, von ihr gut beherrschte Handlung – eine vertraute Praxis, die sie als Historikerin schon viele Jahre ausübt, um Fremdes zu beschreiben: Menschen, Phänomene und Dinge, die ihr zeitlich entzogen sind, von deren Wegen und Eigenschaften nur Reste vorliegen. Sie hat den Eindruck, als wäre diese neue Textproduktion in den ersten Wochen ihrer Mutterschaft ihrer altbekannten Arbeit recht ähnlich – Sinn zu machen aus dem Unverständlichen und Entlegenen –, und diese Einsicht beruhigt sie ungemein. Nun kann sie jenem Unvertrauten mit der vertrauten Geste des Schreibens kontern. Sie weiß, dass jeder Gegenstand, sei er noch so fremd, durch seine Beschreibung näher rückt. Was im Forschungsprozess als Gefahr gehandelt wird, was die souveräne Distanz der Historikerin ständig zu bedrohen scheint, sehnt sie nun geradezu herbei: die Intimität zwischen der Forschenden und ihrem Objekt, zwischen der Schreibenden und ihrem Gegenstand. Das Schreiben ist eine mächtige Geste der Aneignung, in der Lage, das Fremde in Vertrautes zu verwandeln. Und darum geht es jetzt, mehr als um alles andere: um das Bannen der Angst vor diesem neuen Leben, um die Erzeugung von Nähe.

ZAUBER DES ANFANGS

Schon seit Mai herrscht Badewetter, die Wochen vor der Entbindung hat sie beinahe ausschließlich an Seen, Flüssen und in Schwimmbädern verbracht, im Schatten von Kastanien, in kühlen Zimmern ruhend, an manchen späten Abenden, wenn die Temperaturen erträglich geworden waren, auf den großen freien Plätzen ihrer Heimatstadt. Das Kind sollte in Wien auf die Welt kommen, wo sie in den letzten Zügen der Schwangerschaft noch mit riesigem Bauch in der Alten Donau schwimmen, in den Neustifter Heurigen sitzen und im Prater spazieren konnte und wo für die Zeit danach ihre Eltern da sein würden und die meisten der alten Freunde, die versprochen hatten, vorbeizukommen, wenn das Baby auf der Welt sei, für einen kurzen Plausch und mit Marillenknödeln und Gulaschsuppe im Gepäck.

Jetzt, Anfang August, brennt die Sommersonne immer noch jeden Tag vom Himmel, aber das Wetter spielt keine Rolle mehr. Nur nachts, wenn die Klimaanlage ausgeschaltet ist und die Fenster ihres Zimmers im Krankenhaus gekippt sind, bauschen sich manchmal die Polyestervorhänge und geben eine Ahnung davon, dass es ein Draußen gibt, in dem die tropischen Nächte noch nicht vorüber sind. Drei Tage ist sie erst hier, aber es kommt ihr vor, als wäre sie längst aus diesem Sommer herausgetreten, aus ihm und aus der Welt, über die er sich legt. Vor zweiundsiebzig Stunden ist ihr Sohn geboren worden. Keine halbe Stunde hat sie seitdem für sich und den Kleinen gehabt. Keine halbe Stunde Ruhe, keine halbe Stunde,

um zu sich zu kommen, das Kind zu betrachten und gemeinsam mit ihm zu beobachten, wie sich alles anfühlt. Schon nach wenigen Stunden waren ihre Brüste hart wie Stein geworden, ständig musste sie bereits im Kühlschrank des Schwesternzimmers vorbereitete, mit Topfen gefüllte Kompressen auflegen. Nach spätestens zehn Minuten waren sie warm, das Wasser rann an den Seiten ihres Körpers hinab, durchnässte das Bett, das daraufhin – »nur ganz kurz aufstehen bitte« – neu gemacht werden musste, gebückt vor Schmerzen, die von dem langen Schnitt oberhalb ihrer Scham in den ganzen Körper ausstrahlten, wartete sie daneben. Kaum lag sie wieder, das Neugeborene auf dem Bauch, kam eine Hebamme zur Tür herein. »*You are a factory*«, sagte sie am Morgen von Tag drei strahlend und aufmunternd, als wären es gute Nachrichten, sich binnen kürzester Zeit in eine *Milchfabrik* verwandelt zu haben. Das Kind, das direkt nach seiner Geburt gierig getrunken hatte, müsse sich allerdings an die nun viel größeren Brustwarzen erst gewöhnen, sagte eine andere, die erschien, kaum hatte ihre Kollegin das Zimmer verlassen. Stillhütchen – Wörter und Dinge, die sie nicht kannte und nicht kennenlernen wollte, umstellten sie, schon in der Schwangerschaft hatte sie der ganz selbstverständliche Umgang, das unverschämte Sprechen über Körperteile, die ganz fröhlich und im Gestus feministischer Verschwörung aus der Sphäre des Erotischen gerückt wurden, irritiert (die Aufforderung zu »vertrauensvollen Damm-Massagen«, die vom Vater des ungeborenen Kindes durchgeführt werden sollten, wie einschlägige Publikationen nahelegten, hielt sie zunächst für einen Witz) – könnten helfen, und daraufhin klebte ihr die robuste Frau umstandslos mit der eigenen Spucke befeuchtete Silikonkappen auf die Brustwarzen. Das hauchdünne Material wollte nicht haften, die Milch tropfte aus den Hohlräumen des Hütchens auf den Bauch, bevor das Kind davon trinken konnte. Eine Säug-

lingsschwester kam mit einer Handvoll Spritzen, in die sie Fencheltee füllte, den sie ihr in schmalen Rinnsalen über die Brüste rinnen ließ, damit das Kind schon anfangen konnte zu saugen, bevor die Muttermilch zu fließen begann. Minuten später betrat die Physiotherapeutin mit einem stacheligen Ball in Neongrün als Geschenk das Zimmer und zeigte ihr in einem Heftchen Rückbildungsübungen. Frauen mit aschblonden Bobs lagen oder knieten in mit türkisfarbenen Tüchern abgehängten Zimmern und zeigten vom österreichischen Gesundheitsministerium zertifizierte Trainingseinheiten. Bevor sie die Physiotherapeutin fragen konnte, wann damit begonnen werden sollte (musste?) und ob die Beratung kostenfrei sei – die Dame machte den Eindruck einer Tupperware-Verkäuferin, ohne dass deutlich wurde, worin ihr Angebot eigentlich bestand –, unterbrach sie eine Fotografin, die »stilvolle Bilder« von dem Neugeborenen anfertigen wollte. Jetzt sei es sehr günstig, sagte sie nach einem schnellen Blick auf das Baby, denn wenn die Kleinen schliefen, entstünden besonders süße Fotografien. Die Physiotherapeutin eilig herauskomplimentierend, schob sie resolut Tisch und Stühle beiseite, platzierte einen riesigen Pouf, den sie mit Seidentüchern umspannte (warum mussten eigentlich überall da, wo Babys waren, auch Tücher in Meeresfarben sein?), in der Zimmermitte und beschallte den Raum mit »White Noise« aus mitgebrachten Boxen – das garantiere einen entspannten Gesichtsausdruck des Kindes. Der Pfleger, der kurz darauf gemeinsam mit einer Reinigungskraft den Raum betrat, hatte die Schere dabei, mit einem winzigen blauen Band verziert, mit der der Vater ihres Kindes die Nabelschnur durchgeschnitten hatte. Mit einem großen Lächeln reichte er sie ihr. Verständnislos sah sie ihn an. Ob man damit auch Papier schneiden könne, fragte sie. Er lachte auf, als hätte sie einen Witz gemacht (das hatte sie nicht getan)